



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 34.

Donnerstag, 10. Februar

1927.

Die müde Diana.

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

Ein Polizeiroman von Otto Schwerin.

Doktor Bernhard blieb einen Augenblick die Antwort schuldig. Drei Augenpaare richteten sich gespannt auf sein Gesicht.

„Das Medikament habe ich ordiniert, ich erinnere mich dessen genau, aber den Namen des Patienten kann ich Ihnen leider nicht nennen.“

„Ich weiß nicht, ob ein Verschweigen hinter das Berufsgeheimnis hier gesetzlich zulässig ist, Herr Doktor?“

„Die Erörterung dieser Frage scheint inopportun, Herr Kommissar. Ich kenne den Namen des Patienten nicht.“

„So, Sie erinnern sich aber genau an die Tatsache, daß Sie dieses Medikament an einen Patienten verschrieben haben?“

„Jawohl. Denn dieses Spezialmedikament wird nur sehr selten verordnet.“

„Gegen welche Krankheit soll es helfen?“

„Gegen eine tropische Hautkrankheit, deren Wesen noch kaum erforscht ist.“

„Wie heißt diese Krankheit?“

„Sie ist in den Tropen, und zwar ausschließlich in Brasilien heimisch und wird von den Eingeborenen Surucui genannt. Sie dürfte einem großen Teil der europäischen Ärzte noch völlig unbekannt sein. Ich war lange Zeit Schiffsarzt, habe in Sao Paulo und Rio de Janeiro Gelegenheit gehabt, dieses Leiden kennen zu lernen, und bin auch über die Behandlung ziemlich gut orientiert.“

Corell war ein stiller, aber aufmerksamer Zeuge dieser Ausführungen gewesen. Jetzt stellte er sich dem Arzte vor. „Ich bin der Bildhauer der Diana, die vermisst worden ist. Ihre Ausführungen sind für mich von größtem Interesse. Wissen Sie bestimmt, daß diese Krankheit, diese Surucui, oder wie Sie sagten, allein in Brasilien heimisch ist?“

„Das will ich natürlich nicht unbedingt behaupten“, erwiderte der Arzt. „Die Krankheit ist bis heute so gut wie nicht erforscht, und den Erreger kennt die Wissenschaft noch nicht. Man vermutet, daß Surucui von einer kleinen Fliege übertragen wird, wie viele andere Infektionskrankheiten auch. Diese Fliege lebt in Myriaden im Sumpfsgebiet des Amazonasstroms, vielleicht auch in Paraguay oder Argentinien, das weiß ich natürlich nicht. Kurze Zeit nach der Infektion bildet sich ein Ausschlag, linsen- bis bohnen große erhabene Papeln, die nicht schmerzen, aber abschuppen. Die Papeln sind auf den ersten Blick mit unserer Schuppenflechte zu verwechseln, unterscheiden sich aber dadurch, daß die Papeln starke Juckreize auslösen. Das einzige bekannte Mittel, und auch dies hilft nicht immer und unbedingt, ist Chrysoborin, es wird mit Traumatizin oder Kolloidum zusammen verordnet. Traumatizin ist lediglich das Bindemittel.“

„Ist diese Krankheit gefährlich?“

„Lebensgefährlich nicht. Sie ist harmlos, nur unangenehm und sieht natürlich auch unschön aus.“

„Ich danke, Herr Doktor.“

„Gestatten Sie mir noch eine Frage?“ warf Rademacher ein. „Ihr Patient litt unter diesem Ausschlag?“

„Jawohl. Ich erkannte die Symptome sofort, ließ jedoch auf alle Fälle eine Wassermannsche Reaktion machen, die völlig negativ war. Daraus verordnete ich Chrysoborin.“

„Sie kennen den Namen des Patienten wirklich nicht, Herr Doktor?“

„Nein.“

„Ist es nicht üblich, nach dem Namen des Patienten zu fragen?“

„Doch, das ist schon richtig, aber gerade in unserer Spezialpraxis muß aus leichtverständlichen Gründen mit größter Discretion gearbeitet werden. Ich kann den Patienten nicht hindern, mir einen falschen Namen anzugeben, bin auch nicht verpflichtet, seine dahingehenden Angaben nachzuprüfen; aus all diesen Gründen frage ich schon gar nicht, und andere Kollegen handeln ähnlich.“

„Erinnern Sie sich an das Äußere des Patienten?“

„Ja, es war ein großer, schlanker Herr, Ende der Dreißiger vielleicht, dunkle, noch volle Haare, ein intelligentes Gesicht. Seine Kleidung verriet, daß er den besseren Ständen angehören müsse.“

„Trug er einen Vollbart?“

„Nein, er war glattrasiert.“

„Ich glaube, Herr Doktor, das ist alles, was wir wissen wollten. Haben Sie noch eine Frage, Herr Corell?“

„Nein“, erwiderte der Bildhauer. „Ich danke.“

Als der Arzt das Bureau verlassen hatte, wandte sich Rademacher an seinen Nachtmeister. „Jetzt beginnt Ihre Arbeit, Muschul. Es wird für Sie nicht allzu schwer sein, den Mann mit der brasilianischen Hautkrankheit zu ermitteln und vorzuführen.“

Corell hatte sich schweigend in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen: „Wäre es nicht das Beste, Sie stellten die Bemühungen ganz ein?“

Rademacher sah erstaunt auf. „Wie kommen Sie plötzlich zu einer derartigen Ansicht? Gerade Sie sollten doch an einer prompten Aufklärung das größte Interesse haben. Jetzt, wo die Sache so schön im Lot ist, die Flinte ins Korn werfen? Ausgeschossen!“

„Ich dachte — ich meinte! Verzeihen Sie. Ich habe schon derartige Aufregungen hinter mir, daß ich wirklich nicht mehr weiß, was ich sage. Natürlich, Herr Kommissar, bin ich an einer schnellen Aufklärung stark interessiert. Selbstverständlich. Darf ich mich jetzt verabschieden?“

„Aber bitte. Das Verhör ist beendet. Jetzt geht die Ermittlungstätigkeit ein.“

Viertes Kapitel.

Als Professor Corell das Arbeitszimmer Doktor Luz' betrat, war er im ersten Augenblick ein wenig überrascht, um nicht zu sagen enttäuscht. Zuerst einmal über das Zimmer selbst, das in seiner nüchternen Einfachheit mit den vollgepfropften Bücherregalen weit eher auf einen Wissenschaftler, als auf den berühmten Privatdetektiv schließen ließ. Weiterhin hatte er sich hinter Doktor Luz einen ernstern Herrn von unbestimmtem Alter vorgestellt und fand einen jungen Weltmann, so um die Wende der Dreißig herum, in ausgesucht ele-

ganter Kleidung, der mit seinem aufgeweckten, sympathischen, glattrasierten Gesicht in keiner Weise dem Bild des „Detektivs“ im Film oder Kriminalroman entsprach. „Bevor ich Ihnen den Zweck meines Kommens an-gebe, Herr Doktor“, sagte Corell mit seltsam milder Stimme, „gestatten Sie eine Frage? Kann ich rückhaltlos reden, ohne Gefahr laufen zu müssen, daß der Inhalt unseres Gesprächs anderen Leuten bekannt wird?“

Luz lächelte fein. „Mediziner und Juristen“, sagte er ruhig, „sind nach dem Gesetz ihren Patienten und Klienten gegenüber an die Schweigepflicht gebunden. Ich bin Mediziner und Jurist zu gleicher Zeit.“

Corell schwieg und zögerte mit der Fortführung des Gesprächs.

„Sie mißverstehen mich, Herr Doktor“, sagte er nach einer Pause. „Ich habe mich auch vielleicht unklar ausgedrückt. Sind Sie verpflichtet, meine Erklärungen der Kriminalpolizei mitzuteilen?“

Luz schüttelte den Kopf. „Ich habe im Gegensatz zu Schillers Quistenberg im „Wallenstein“ meinen Klienten gegenüber kein Amt, sondern nur eine Meinung, und die geht bei Ihnen dahin, daß Sie mir rückhaltlos vertrauen müssen — ich betone, müssen —, wenn ich Ihnen helfen soll. Ich kenne Ihren Fall bereits, das heißt nicht viel mehr, als in den Zeitungen steht. Ich kann auch den Zweck Ihres Besuches unschwer erraten.“

„Nun?“

„Ich soll den Attentäter, der Ihre müde Diana ver-nichtet hat, ermitteln und der Behörde übergeben.“

„Nein, Herr Doktor. Das Gegenteil.“

Luz sah den Sprecher fragend an, ohne aber Er-staunen zu verraten. „Nanu?“ sagte er. „Das ver-stehe ich nicht ganz.“

„Begreiflich“, meinte Corell bitter. „Ich kenne nämlich den Täter bereits ganz genau, das heißt, ich glaube ihn zu kennen. Und der Zweck meines Besuches geht dahin, den Täter, wenn wir ihn mal so nennen wollen, nicht festzunehmen, sondern vor einer Ver-haftung durch die Kriminalpolizei zu schützen oder zu bewahren.“

Corell glaubte, daß Luz jetzt eine ganze Anzahl er-staunter Fragen an ihn stellen würde, sah sich aber ge-täuscht.

„Herr Professor“, meinte Luz, „in meiner langen Praxis sind mir schon derart viele und seltsame Fälle vorgekommen, daß ich mich nicht leicht über etwas wun-dere. Auch Ihre Forderung ist für mich, so absurd sie auf den ersten Augenblick auch erscheinen mag, durch-aus kein außergewöhnliches Vorkommnis. Sie vergessen nur eins. Ich bin kein Polizeibeamter, das stimmt, ich arbeite neben oder, wenn Sie wollen, auch mit der Polizei, aber gegen die Behörde kann ich nicht arbeiten. Noch kenne ich Ihre Gründe nicht“, fuhr er schnell fort, da er die Absicht Corells erkannte, ihm ins Wort zu fallen. „Noch weiß ich nicht, warum Sie einen Ver-brecher, einen Menschen, der Sie um die Frucht einer mindestens einjährigen künstlerischen Arbeit gebracht hat, schützen wollen, aber soviel kann und muß ich Ihnen sagen, daß ich keinen Verbrecher vor der verdienten Strafe schützen kann.“

„Ich verstehe die Schwierigkeiten nicht, die sich der Sache entgegenstellen müssen“, sagte Corell leise mit schleppender Stimme. „Aber es müssen, müssen unbedingte Mittel und Wege gefunden werden, den Täter vor einer Verhaftung zu schützen.“

„Ja“, meinte Luz bedenklich. „Um überhaupt zu diesem seltsamen Wunsch Stellung nehmen zu können, ist es zuerst einmal notwendig, Ihre Gründe und Motive kennenzulernen.“

„Die — kann — ich Ihnen — leider nicht verraten.“

„Dann bedaure ich, Ihren Fall nicht übernehmen zu können.“

Corell erhob sich und machte einige schwerfällige Schritte nach der Tür. Es schien, als wollte er das Zimmer wortlos verlassen, aber plötzlich blieb er stehen.

„Mein Gott!“ stöhnte er, „was soll ich tun?“

„Vertrauen haben, reden!“

„Ich will ja, aber glauben Sie mir, Herr Doktor, ich kann nicht, kann noch nicht. Die Aufklärungen, die

Sie fordern, und ich begreife es zu gut, fordern müssen, sind nicht mein Geheimnis allein.“

„Und doch glaube ich die Motive bereits zu kennen.“

Corell drehte sich auf dem Absatz herum und starrte Luz mit erregten Mienen ins ruhige Gesicht.

„Cherchez la femme!“ sagte Luz langsam mit Be-tonung. Und als Corell finster schwieg und sich langsam wieder niederließ, fragte er nochmals: „Stimmt meine Vermutung vielleicht nicht?“

„Ja“, sagte Corell gepreßt. „Nehmen wir einmal an, Sie hätten recht, nehmen wir an, der Täter stünde mir persönlich oder durch eine zweite Person nahe, nehmen wir weiter an, daß der Täter Gründe haben kann, mein Feind zu sein, aus Motiven, an denen ich allein die Schuld trage. Nehmen wir an — — Ach, mein Gott, Herr Doktor, erlassen Sie mir die Beichte. Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, fragen Sie mich nicht. Glauben Sie mir, ich habe meine ernststen Gründe, den Täter nicht der Gerechtigkeit auszuliefern. Es darf — nicht — sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Karneval.

„Wie kannst du einen Brauch verdammen“, redete er auf seine Frau ein, „der durch die Jahrhunderte hindurch in allen Ländern sich behauptet hat und dadurch schon ein Recht auf seine Geltung beweist?“

„Ich verdamme gar nichts, mein Lieber“, beruhigte sie ihn, „ich behaupte nur, zum Karneval muß man geschaffen sein. Uns nordischen Naturen liegt er nicht, weil wir unter unserem bunten Kleid doch wir selbst bleiben. Wir sind zu schwerblütig für Fastnachtsspiele.“

„Warum nicht einmal bewußt spielen“, bedrängte er sie, „spielen wir doch alle im Unterbewußtsein weiter, wenn wir längst aus den Kinderschuhen heraus sind. Warum unsere unerfüllten Träume und Phantasien nicht einmal im Jahre aus ihrem Dämmerdasein befreien, ans Licht ziehen, sie erlösen? Nach all der Alltäglichkeit eines ganzen Jahres all das aufgesammelte Begehren in bewußten Augenblicken genießen?“

„Mich bedrückt der Alltag nicht; die Schwüle alle der selbstvergessenen Menschen würde mich bedrücken und peinigen, all das Austoben unerfüllter Wünsche und Ge-lüste, das Emporkommen dessen, was wir die wahre Natur des Menschen nennen, das zur Leidenschaft Entflammtheit all derer, die sich dort einfinden, um die Freude an einem trügerischen Schein zur Ekstase zu steigern.“

„Wie schwerblütig du es ansiehst! So hat schon mancher gesprochen, der nicht ahnte, welche Kraft die kleine Karne-vest, die uns unkenntlich macht. Was gilt die Wette, ich möchte meine Karnevalsbegeisterung von dir bestätigen haben!“

„Nun wohl“, sagte sie plötzlich entschlossen, „ich will dir den Gefallen tun und einmal hingehen.“

Er jubelte, nahm sie auf den Arm und schwenkte sie im Zimmer herum, als sei er schon auf dem Karneval.

So sehr er nach Jahren plötzlich wieder die alte Lust an der Freude und Lüge des Karnevals in sich verspürte, so sehr ihn die heiße Atmosphäre lockte, so sehr ihn eine närrische Lust reizte, wieder einmal den Don Juan alter Tage zu spielen, hinter all diesem Begehren stand der Wunsch und Wille, durch alle die Masken sich zu ihr als zu der einzigen zu finden.

„Ich stelle aber eine Bedingung“, sagte sie und wedte ihn aus seinen Karnevalsträumen, „es darf natürlich keiner von des anderen Maske wissen, und jeder von uns muß allein auf das Fest fahren, damit wir uns ungehemmt durch einander den Freuden deines gepriesenen Selbstvergessens hingeben können.“

„Eine Glanzidee“, scherzte er, „ich sehe dich, das weitbekannte Urbild ehelicher Treue, schon als vage Carmen in den Armen eines reizenden Pierrots.“

„Warum nicht gar als Bajadere an der Brust eines Amor?“ ging sie auf seinen Ton ein.

„Das verbietet mir mein Stilgefühl, dich als Bajadere am Herzen der griechischen Gottheit zu sehen.“

„Ist vielleicht Carmen im Arm eines Pierrot stilvoll?“ meinte sie. „Und dennoch! Als Karnevalscarmen will ich auch meinen Clown haben. Aber alle Reugierde nützt nichts. Nur das eine verrate ich dir: du wirst meine Maske nicht entdecken, und wenn du den ganzen Abend suchst.“

In den spannenden Tagen, die jetzt folgten, ließ die verheißungsvollen Lächeln eine große Überraschung erhoffen. Sie war sich also von vornherein über ihre Maske klar. Schelmin! Sie wußte genau, wen es für sie zu spielen galt. Verne einer die Frauen kennen und wenn es die eigene

Seine Spannung wuchs derart, daß eigentlich nur sie ihn noch reiste, auf den Karneval zu gehen. Aber wozu brauchte er dann einen Karneval?

Gerade! Die eigene geliebte Frau, die man bis ins tiefste zu kennen glaubte, in einer fremden Larve nicht wieder zu erkennen, sie vielleicht lange suchen zu müssen! Unmöglich! Wenn sie sich so gut zuraupte, ihre Maske zu spielen, dann konnte sie ihr nicht so ganz fremd sein. Man kann nur spielen, was verwandte Saiten berührt.

Er wand sich durch alle die Pierrots, Japaner, Orientalen, Spanier hindurch, die in abenteuerlicher, sinnlicher, frivoler Lust paarweise herumtollten. Er sah all die heimlich sprechenden, verstehenden Augen, die lächelnden, wissenden Lippen, die weichen, tönenden Haare, die im Tanz hingehenden Glieder.

Endlich! Dort in der zierlichen Gestalt einer Japanerin erkannte er sie. Wie trefflicher sie den schwierigen Figuren ihres Partners folgte! Als sei sie ganz mit ihm eingetaucht. Wie sie das Spiegelbild jeder kleinsten Bewegung und Wendung abgab und wie sie jetzt Hingeben in den Armen des stattlichen Ritters lag, als sei nicht nur dessen Tanzwillen auf sie übergegangen.

Die Musik verstummte. Er löst atmete er auf, als sie sich in ihrer anmutigen und doch so souveränen Art von ihrem Tänzer verabschiedete, eilte auf sie zu und rief jubelnd: „Endlich habe ich dich gefunden, kleine Geiß!“

„Wie habe ich dich gesucht!“ war die schmachthafte Antwort. Aber — das war nicht ihre Stimme. „Ach, eine der tausend entgegenkommenden Masken, wie er sie früher so oft erlebt hatte. Damals hatten sie — in so reizender Gestalt — wie Champagner auf ihn gewirkt; jetzt war die Wirkung wie schales Bier.

„Ich habe mich geirrt“, sagte er nicht eben höflich und suchte weiter. Dort die anmutige Pierrette! Das war nicht nur ihre Gestalt, nein, ihr schwebender Gang, die charakteristische Art der Kopfhaltung, wenn sie gespannt einem Gespräch folgte. Wie man den Menschen an seinen Bewegungen erkannte! Lebhaft nickte sie dem Pierrot, der heftig auf sie einredete, ihre Zustimmung. Und erst die Übereinstimmung, als der Tango begann! Zuerst die kleinen harmlosen Anfangsschritte, dann das zarte Werbespiel: ein Stahingeben, wieder Ausweichen, ein Entgegenkommen, wieder Zurücknehmen, ein kurzes anmutiges Miteinanderschreiten nach dem hingebenden Rhythmus der Tangomelodie.

Die Musik brach zu seiner Erlösung das sarkastische Werbespiel ab, als wisse sie von der qualvollen Ungebild des wartenden Chemanns.

In demselben Augenblick, als der Pierrot eilte, um seiner Dame eine Erfrischung zu holen, rief er ihr jubelnd entgegen: „Rettung in letzter Stunde!“ und schloß sie eilend in seine Arme.

„Mein Herr, was erlauben Sie sich“, sagte eine fremde Stimme unendlich kühl.

Das war zu viel für ihn. „Verzeihung! Ich habe mich geirrt“, stammelte er verstört und verließ mit Riesenschritten den Saal, indem die Pierrette sich zu ihrem Pierrot flüchtete. Hastig nahm er ein Auto. Es hatte keinen Sinn, noch fünf Minuten zu warten, bis es Mitternacht schlug und die Masken fielen. Sie konnte nicht dort sein.

Seine Hände zitterten, als er den schweren Schlüssel in der Haustür umdrehte. Er raste die Treppe hinauf und riß die Tür ihres kleinen Wohnzimmers auf. Da sah sie in einem bequamen Sessel, neben der großen Stehlampe, ganz in ihr Buch vertieft. Erschrocken hob sie den Kopf. „Schon zu Hause?“ fragte sie, erstaunt lächelnd, „vor 12 Uhr?“

„Ich habe dich so gesucht“, sagte er erlöst, „und du warst nicht dort?“

„Ich liebe keine Masken. Ich bin ich; aber ich wollte dir deine Karnevalsfreude lassen.“

Ein Sonnenaufgang im Himalaja

Von S. Stubenrauch (Mhrensburg).

Wir hielten unsere vom zweistündigen Aufstieg dampfenden kleinen Gebirgsperde an, schlangen uns aus dem Sattel, warfen den indischen Pferdezeugen die Zügel zu und eilten die im Innern des niedrigen Aussichtsturmes befindliche Treppe hinauf auf die Plattform des feineren Baues, der sich auf dem Gipfel des Tiger Hill, des berühmten 2600 Meter hohen Aussichtsbirges bei Darjeeling im Himalaja befindet. Es war eine kalte, klare Dezembernacht. Darjeeling und die Täler lagen noch im Dunkel, auf den Höhen begann die Dämmerung, und die Sterne fingen an zu verblissen.

Zum Greifen nach erhob sich im Norden die gewaltige Felspyramide des siebzig Kilometer entfernten 8582 Meter hohen Kanchenjanga. In fahlem Weiß lag sein vereister

Gipfel da, während seine ungeheueren Abstürze wegen ihrer Steilheit vielfach eis- und schneefrei waren. Seine gewaltige Höhe und die Leuchtendheit seiner Wände bedrückten uns und offenbar auch die außer mir und meinem Kreunde auf dem Turme versammelten wenigen Touristen; denn niemand sprach ein Wort. Und wahrlich es schien, als ob alles Leben erstarrt wäre. — Nach Westen schlossen sich in weitem Bogen die Hochgipfel des Kabru und Zannu, ihm an Höhe wenig nachgebend, und in 190 Kilometer Entfernung die Doppelpyramide des 8840 Meter hohen Mount Everest, des höchsten Berges unserer Erde, an, trotz der großen Entfernung infolge der klaren Luft deutlich sichtbar.

Ein eisiger von den Höhen plötzlich herabstreichender Lufthauch ließ uns erschauern; denn wir waren seit Monaten die heiße Luft der indischen Tiefebene gewohnt und erst gestern, von Kallutta kommend, nach 21stündiger Eisenbahnfahrt in Darjeeling eingetroffen. Mich fester in meinen schweren Mantel hüllend, drehte ich dem Wind und den Schneebergen den Rücken zu, als mein Reisegenosse mit einem hastig ausgestoßenen „Da, sehen Sie!“ mich veranlaßte, mich erneut umzuwenden. Am Gipfel des Kanchenjanga flamte ein tieferer Punkt auf, der sich langsam nach unten vergrößerte. Die übrigen Hochgipfel folgten seinem Beispiel. In 8000 Meter Höhe war die Sonne aufgegangen. Und nun folgte ein unvergleichliches Schauspiel. Tiefer und tiefer sank die rote Glut am Berge herab, von dunkelrot langsam in rosa übergehend, während der Himmel opalfarben schimmerte. Zauberkraft glühte der Kanchenjanga. Das war kein von der Sonne beschienener Berg, das war ein von innen nach außen sein Licht ausstrahlender, selbstleuchtender Riesentrostall. Tief ergriffen schauten wir beide auf dies Wunder Gottes in der Natur. Schweigend und andächtig blickte auch die übrige auf dem Turm versammelte Gesellschaft empor zu dem leuchtenden Berg. So verfloßen Minuten.

Jetzt fing es auch auf unserer bescheidenen Höhe an zu tagen. Wir wandten uns um und traten an die Südbrüstung des Turmes. Etwa 2500 Meter unter uns schlängelte sich wie ein silbernes Band der Brahmaputra; weiter nach Südosten bedeckte bräunlicher Dunst die nordindische Tiefebene, und aus ihm fieg soeben wie ein glutroter Ball die heiße Sonne Indiens empor, ein würdiges Gegenbild zu dem eben gewonnenen Hochgebirgsanorama. Inzwischen war es völlig Tag geworden. Die zauberhaften Farbentöne gingen allmählich im Lichte des strahlenden Tagesgestirns unter. Die Naturdämmerung war vorüber. Fünf Minuten später sahen wir im Sattel und ritten sinnend durch den schweigenden Urwald heimwärts, um in Woodlands Hotel bei prasselndem Kaminfeuer Stärkung nach dem kalten Nachtritt zu finden.

Reise u. Verkehr

Deutschland als amerikanisches Reiseziel. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß in diesem Jahr die Zahl deutsch-amerikanischer Vereine, die eine Reise in die alte Heimat unternehmen wollen, größer ist als in den letzten Jahren. Nach Meldungen der „New Yorker Staatszeitung“ haben sich neuerdings weitere Vereine und Verbände zu einer Deutschlandfahrt entschlossen. Zum erstenmal nach 17 Jahren werden im Sommer zwei bekannte New Yorker Schützenkorps, die City und Harlem Independent Schützen, an dem 18. deutschen Bundeschießen in München teilnehmen. Die beiden Korps, die für das Bundeschießen einen Preis gestiftet haben, werden mit ihrer Münchener-Fahrt eine Besuchsreise nach den schönsten Plätzen Deutschlands und der Schweiz verbinden. Der Gesellig-Wissenschaftliche Verein hat mit der Gemeinschaft „Alt-Wien“ eine gemeinsame „Kulturfahrt“ vereinbart, deren Teilnehmer alle wichtigen Kulturstätten Deutschlands und Österreichs besuchen werden. Der Katholische Gesellenverein in New York will sich zum erstenmal an dem internationalen Gesellentag, der zu Pfingsten nach Wien anberaumt ist, beteiligen. Wie dieser Verein werden auch die Hessen-Darmstädter New Yorks, die ihre engere Heimat besuchen wollen und denen in Darmstadt ein großer Empfang bereitet werden soll, zahlreichen deutschen Städten einen Besuch abstatten. Außer den deutsch-amerikanischen Vereinen bemühen sich auch amerikanische Verkehrsunternehmen, in enger Verbindung mit dem deutschen Verkehrs- und Auskunftsbureau der Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung in New York, den Reiseverkehr nach Deutschland zu fördern. So veranstaltet die Express-Exchange, New York, eine Deutschlandfahrt, deren Teilnehmer sich am 9. Juni mit dem Dampfer „Deutschland“ einschiffen. Es ist der Firma bereits gelungen, zahlreiche Reisetilnehmer zu werben, die sich zum größeren Teil aus den Vereinen von New Jersey rekrutieren.



Des Kleingärtners Tagewerk im Februar

Unter welken Blättern still
All die Keime warten,
Bis der Frühling kommen will
Über Wald und Garten.

E. Bauer.

Im Obstgarten können bei mildem Wetter die Obstbäume und Beerensträucher noch geschnitten und ausgeputzt werden, soweit dies nicht im Herbst schon geschehen ist. Bei hohem Schnee werden allerlei unliebsamen Gäste vom Hunger in den Gärten getrieben. Feldhasen und Wildlammchen können dann durch Benagen der Stämme besonders bei jungen Bäumen Schaden anrichten. Man untersucht deshalb die Einfriedigung des Gartens und bessere etwa vorhandene Viden aus. Freistehende Bäumchen schütze man durch Einhüllen mit Dornenreisig oder Drahtgeflecht. Rasig ist es auch, beim Ausputzen einige Äste den Hasen zum Benagen liegen zu lassen. Sie werden dadurch von den Bäumen selbst abgehalten. Man denke bei dieser Gelegenheit auch an die hungerrnden Meisen und schenke ihnen Saunäbel, Knochen mit Fleischresten (aber nicht solche von Solberfleisch!) in die Bäume. Auch jorge man ihnen für Schlafstätten, indem man einige Nistkästchen aufhängt.

Edelreiser werden noch geschnitten. Man nehme sie jedoch nur von gesunden, fruchtbaren Bäumen, und zwar von deren Südseite, da hier die Knospen am vollkommensten ausgebildet sind.

Sobald es das Wetter erlaubt, beginnt man jetzt schon mit dem Pfropfen der Kirschen- und Zwetschenbäume, sowie der übrigen Steinobstsorten, wobei am besten die Methode des Geißfußpfropfens angewandt wird.

Über Pfirsich- und Aprikosenpalisade sind Fichtenreisern zu hängen, um sie vor zu früher Erwärmung und dadurch vor vorzeitigem Blühen zu schützen. Die Weinstöcke im Freien werden nunmehr auch geschnitten, von neuem angebeizt, die alten Rindertelle (Bast) entfernt.

Bei mildem Wetter können noch Obstbäume gepflanzt werden. Wo man noch nicht über die Bäume verfügt, werke man wenigstens die Pflanzgruben aus. Soweit Pfähle im leichten Boden einen festeren Stand erhalten, befestige man an ibrom unteren Ende eine Querlatte, die zugleich das unbefugte Herausnehmen des Stabes erschwert.

Bei allen Arbeiten an den Obstbäumen ist nach Schädlingen zu fahnden. Die noch hängenden Raupennester des Goldastfers, die Eierreine des Ringelspinner werden bei dieser Gelegenheit entfernt. Um der Schildläuse Herr zu werden, sind die Stämme mit 1-prozentigem Obsttarbolineum zu bestreichen. Stachelbeersträucher, die vom amerikanischen Mehltau befallen waren, müssen mit Solbar besprüht werden, ebenso die Bäume, die unter dem Grind (Monilia) und die Apfelbäume, die vom Mehltau befallen waren.

Zu guter Letzt sind die Obstbäume reichlich mit Stall- dünger und künstlichem Dünger (am besten der äußere Rand der Baumkronen) zu düngen. Bei den Beerensträucher ist es vorteilhaft, auf die ganze bepflanzen Fläche den Mist auszubreiten und mit einer Grabegabel, damit die Wurzeln nicht zerstört werden, nach unterzugraben. Als Kunstdünger benötigt man den neuen Mischdünger Nitrophoska, der bereits alle die Nährstoffe, in richtigem Verhältnis gemischt, enthält, die der Baum benötigt.

Im Gemüsegarten sollte jedes Jahr wenigstens ein Teil tief gelodert werden. Es wird durch diese Boden- lodierung der tieferen Schichten den Wurzeln, die bei den meisten Gemüsesorten oft von recht beträchtlicher Länge sind, ermöglicht, leichter in die Tiefe zu dringen und die dort noch in reichlicher Menge vorhandenen Nährstoffe aufzunehmen. Anstatt den Boden zu riolen, wobei der rohe Boden nach oben kommt, ist es ratsamer, ihn doppelpatentief umzugraben. Dabei wird gewöhnlich ein Graben aufgeworfen. Dann stellt man sich in den Graben und gräbt dessen Sohle um. Auf diese Weise wird der Boden immerhin auf 40 bis 50 Zentimeter gelodert. Diese Arbeit wird am besten im Winter ausgeführt.

Unverläßlich ist die Aufstellung eines Bebauungs- planes für den Gemüsegarten, wobei die Beschäftigung zu Grunde zu legen ist. An der Hand dieses Planes kann dann auch die Samenmenge, die man benötigt, festgesetzt werden. Vorher sehe man aber seine ältere Samenbestände

durch. Vergesse es aber nicht, sie einer Keimprobe zu unterwerfen.

In besonders warmen und geschützten Lagen an Häusern- und Mauerwänden können bereits auch Ende des Monats einige Aussaaten besonders langsam keimender Samen, wie z. B. Petersilie, Zwiebeln, Gelberüben (Möhren), ferner dicke Bohnen (Puffbohnen), frühe Erbsen, Schnittsalat, Postnatalen und Spinat gemacht werden. In rauheren Gegenden muß man sich mit diesen Aussaaten bis Ende März oder gar anfangs April gedulden.

Mitte des Monats beginnt auch die Frühbeetgär- nerei. In die halbwarmen Mistbeete werden die Aussaaten zur Anzucht der frühen Gemüsepflanzen gemacht. Es wird durchweg in Reihen ausgesät: die verschiedenen frühen Kohl- sorten, Sellerie, Lauch- und Kopfsalat, Erbsen und Puff- bohnen können in flache Kästen in gewöhnlicher Gartenerde vorgeleimt werden. Nach dem Keimen sind sie kühl zu stellen und werden im März je nach Witterung ins Freie gepflanzt.

Im Blumengarten werden, wenn es noch nicht be- reits im Herbst geschehen ist, Rabatten und Gehölzgruppen umgegraben, ebenso abgängige Rasenflächen für die Neuein- saat im Frühjahr.

Im Zimmergarten ist, so oft es die Witterung er- laubt, recht fleißig zu lüften, denn für das Gedeihen der Pflanzen im Zimmer ist frische Luft eine Hauptbedingung. Durch Stecklinge lassen sich jetzt Fuchsen, Pelargonien, Helio- trop, Verbenen und Tradestantien leicht vermehren. Sie werden im Sand, dem man zur Hälfte Torfmoos beimischt, ge- steckt, recht feucht gehalten und in der ersten Zeit mit einer Glascheibe bedeckt. Auch hier darf Luft und Licht nicht fehlen, sonst stellt sich leicht Fäulnis ein. Von Begonien, Glorinien, Lobelien, Coleus, Cannas usw. werden jetzt Aus- saaten in flache Schalen oder Kästen gemacht und diese ins warme Zimmer gestellt. Bei unseren Zimmerpflanzen stellen sich häufig verschiedene Schädlinge ein, die sich, wenn man nicht auf der Hut ist, rasch vermehren und dann großen Schaden anrichten. Es sind dies besonders Blatt- und Schmierläuse, ferner Thrips oder rote Spinne. Zur Be- kämpfung dieser Insekten hat sich die Besprühung der be- fallenen Pflanzen mit einer 7-prozentigen Lösung von Aphi- don (1 Teil Aphidon auf 12 Teile Wasser) gut bewährt. Pflanzen mit größeren Blättern, wie Gummibaum, Azalee, Palmen usw. sind öfters mit einem zarten Schwämmchen oder Glaselappen abzuwaschen, um den Staub zu entfernen. Kleinere Gewächse taucht man mit ihrem oberirdischen Teil einige Sekunden in diese Lösung, spritzt sie dann mit klarem Wasser ab. Die Kübelpflanzen sind ab und zu zu gießen, damit die Wurzelballen nicht austrocknet. Der Überwinte- rungsraum ist gleichfalls fleißig zu lüften. B. C.

Lebende Hecken.

Warum verunzieren so viele unschöne Bretterwände und zäune manchen Garten und manches Stückchen Erde? Weiß man so wenig, daß man Nützlichkeit und Schönheit bei einer lebenden Hecke vereint finden kann? Hecken aus Wildrose, Weißdorn, Schwarzdorn, Hainbuche, Haselnuß, Liguster und dergl. sind nicht nur um vieles billiger als Umzäunungen aus Holzlatten und so weiter, sie sind auch um viele Jahre aus- dauernder. Sie wirken aber nicht nur schützend, sondern auch die Landschaft verschönernd. Die Tatsache, daß lebende Hecken die besten und beliebtesten Brutstätten für die Vogelwelt er- geben, sollte gleichfalls ein Grund sein, daß lebende Hecken oder Gruppen von Heckenpflanzen auch da angebaut werden, wo ein schützender Zweck gegen Eindringlinge, Frost, Wind usw. nicht in Frage kommt, z. B. an Feldrainen, an Wege- höckungen, in verlassenen Steinbrüchen, an Bachläufen, Kies- gruben und dergl.

Bei der Anlage von lebenden Hecken schafft man sich für wenig Geld nicht nur Schutz und Landschaftsverschönerung, sondern auch fleißige Helfer im Kampf gegen die schädliche Insekten- welt, wie Engerlinge, Drahtwürmer und ähnliches. Wer sich über die geeigneten Sorten zur Anpflanzung nicht klar ist, wird bei Gartenfreunden seiner Bekanntschaft oder bei einer Baumschule zuverlässige Beratung finden können.

Kohlstrunke sind nicht auf den Komposthaufen zu werfen, sondern wegen der in den Wurzeln lebenden Larve des Kohlgallenrühlers am besten im Ofen zu verbrennen oder an Kaninchen zu verfüttern.